

Jonathan Spörri • Der MissionNarr

Widmung

Meiner geliebten Frau Olga Elisa, die mich so viele Jahre aushielt und nicht verliess, obwohl ich sie fast zwei Jahrzehnte lang nicht so behandelte, wie es einem Ehemann ansteht.

Unseren drei Söhnen, Joël Berinyuy, Michael David und Andrés Noah, deren schwere Kindheit mit einem religiös-tyrannischen Vater kein Schleck war. Heute erfreuen wir uns einer persönlichen Freundschaft mit ihren Familien.

Meinem Mentor und Freund Renton, den ich leider viel zu wenig sehe. Christine Bütikofer, die uns bei unserer Wiedererstellung als Ehepaar beigestanden ist und weiterhin beisteht. Ein Wiederaufbau braucht Jahre: Auch der Noah der Bibel arbeitete 120 Jahre lang an der Arche. Meinen Freunden Daniel Hari und H. Küenzi, die mich gepusht haben, um über meine Grenzen zu wachsen.

Viele wertvolle Männer und Frauen hat Gott gebraucht, um mir persönlich Wegweisung zu gewähren oder bei der Findung meiner Berufung beizutragen. Hier ist nur eine limitierte Liste einiger der Hauptakteure: Meine Eltern, Jean-Claude Chabloz, Alin Morris, Francis Pfister, Michael Herrmann, Paul Veraguth, Peter Schneider, Ruedi Lack, Nicky Leung, Martin Voegelin, Heinz Strupler und last but not least Hans-Peter und Vreni Nüesch und viele mehr. Vergib mir, wenn dein Name nicht hier steht, Gott weiss, was du alles für mich getan hast, er wird dich dafür belohnen.

Autoren und Referenten, denen ich begegnet bin, und die dazu beitrugen, mein heutiges Verständnis des Reiches Gottes zu verfeinern: John C. Maxwell, Erwin McMannus, Chris Bowater, Wolfgang Simson... Menschen, denen ich nie begegnet bin, die mich aber stark inspiriert haben: Bruder Andrew, Keith Green, David Wilkerson, John Bunyan, Billy Graham, Watchman Nee.

Dank

Dass ich dieses Buch im Eigenverlag herausgeben kann, ist nur möglich gewesen, dank einer Menge von Freunden, die mir mit Rat und Tat unter die Arme gegriffen haben.

Ein besonderer Dank geht an Ruth Schär, die tagelang, manchmal nächtelang auf der Jagd nach Sätzen, Wörtern und Kommas war.

Arno Backhaus, der evangelistische Komiker aus Deutschland, inspirierte mich mit seiner Berufsbezeichnung:

Er bezeichnet sich selbst als «Missio-Narr».

Vorwort von Hanspeter Nüesch

Die fast zu ehrliche Lebensgeschichte einer Person, die alle Normen sprengt

Spannend, Glauben-stärkend, lehrreich

Ich habe zweimal eng mit Jonathan Spörri zusammengearbeitet. Das erste Mal 2004, als ich Programmverantwortlicher des ChristusTags 04 in Basel war. Jonathan kümmerte sich damals um die Nationalfahnen-träger. Dann, Jahre später, begleitete er mich bei insgesamt acht nationalen ChristusTagen in Afrika. Ich habe ihn dabei als eine Person kennengelernt, auf der trotz eines oft unkonventionellen Vorgehens, der offensichtliche Segen Gottes liegt. Salopp ausgedrückt könnte man sagen, dass Jonathan ein goldenes Händchen hat. Das ist aber erst der Fall, seit er eine essenzielle Lektion gelernt hat: Die Ehefrau ist Gold wert und muss vor den Dienst gestellt werden. Der Ehepartner und die gemeinsamen Kinder sind die ersten und wichtigsten Personen, die Gott uns mit auf den Weg gibt. Diese Wahrheit betrifft nicht nur Jonathan und Eli Spörri, sondern uns alle, deren Leben bleibende geistliche Frucht wirken soll.

Gott hat Vreni und mir zu Beginn unserer Mitarbeit bei Campus für Christus unter anderem durch ein prophetisches Wort klargemacht, dass wir ein Streiter-Ehepaar sind, das aber nicht gegeneinander, sondern gemeinsam für die Sache Gottes streitet. Viele Jahre später sprach Gott nochmals deutlich zu mir; ich vergoss niemals wieder so viele Tränen wie in jener Zeit: Er zeigte mir Sein grosses Leid, weil so wenige Leiterehepaare gemeinsam im Dienst stehen, um einander mit ihren unterschiedlichen Gaben zu ergänzen. Die Folge davon ist nicht

nur, dass der Dienst an Kraft verliert, sondern vor allem auch, dass die Kinder darunter leiden. Erst als ich bereit war, ein Buch über das partnerschaftliche Miteinander von Ruth und Billy Graham zu schreiben, empfand ich wieder Ruhe im Herzen. Es ist bezeichnend, dass über Billy Graham unzählige Bücher erschienen sind, über das Ehepaar Graham jedoch kein einziges. Es macht meine Frau und mich immer wieder traurig, wenn bei der Anstellung und Einsegnung von Mitarbeitenden in Kirchgemeinden der Ehepartner als zentral wichtige Ergänzung und Unterstützung vergessen geht.

Das vorliegende Buch beschreibt auf zuweilen dramatische Weise, was geschieht, wenn die Familie auf Kosten des Dienstes vernachlässigt wird. Es zeigt aber auch auf, dass eine Umkehr noch im fortgeschrittenen Alter möglich ist, und was das Resultat davon sein darf. Davon durfte indirekt nicht zuletzt ich, als ChristusTag-Prozessbegleiter in der Schweiz und in Afrika, profitieren und damit auch Tausende und Abertausende von Menschen. Danke Eli, dass du Jonathan vergeben hast und ihm das Vertrauen nicht aufgekündigt hast. Und danke Jonathan, dass du so ehrlich und vorbildlich für uns alle zu Deinen gemachten Fehlern stehst und Deine Prioritäten geändert hast. Ich habe selbst erlebt, dass es gerade für Machertypen ein lebenslanger Lernprozess ist, die einmal gefällte Entscheidung für die Familie vor dem Dienst zu bekräftigen. Da hilft es, wenn unsere Ehefrauen, heissen sie nun Eli oder Vreni oder wie auch immer, offen kommunizieren, wenn ihnen wieder einmal mehr droht, vernachlässigt oder gar abgehängt zu werden.

Das vorliegende Buch enthält aber viele wertvolle Perlen. Es zeigt insbesondere auf, wie wunderbar unser Vater im Himmel auf glaubensvolles Gebet antwortet. Er liebt uns brutto, also mit all unseren Fehlern. Er rechnet diese nicht auf, wenn er sieht, dass wir uns aufrichtig

bemühen, Menschen in Seiner Kraft zu dienen und Ihm dabei die Ehre geben. Dabei dürfen wir auch versagen, denn durch Fehler können wir lernen unser Vertrauen ganz auf Gott zu setzen. Aber wir müssen bereit sein, zu unseren Fehlern zu stehen und daraus zu lernen.

Jonathan ist einer der Menschen, die alles daransetzen, Gott zu gefallen. Er ist, wie Nathanael, ein Mensch ohne Falsch. Nicht ohne Fehler, aber ohne Falsch. Deshalb war es für Vreni und mich immer eine Freude und ein Vorrecht, mit Jonathan zusammen unterwegs zu sein. Wir haben von ihm viel gelernt, vor allem was seinen Eifer betrifft, Menschen mit Jesus Christus bekannt zu machen. Ich kenne wenige Menschen wie Jonathan mit solch einem evangelistischen Eifer, mit solch einer grossen Liebe zu Menschen, gerade auch zu Menschen auf der Schattenseite. Dazu ist Jonathan auch ein ausgezeichnete Manager und Organisator. Von seinem Organisationsgeschick durfte ich mehrmals profitieren. Bei Personen mit einem derartig breiten Begabungsspektrum besteht allerdings die Gefahr, dass sie sich verzetteln oder schlichtweg zu viel machen. Da kann der verordnete Corona-Stopp eine Hilfe sein.

In diesem autobiografischen Buch leuchtet das Vorbild von Jonathans Vater hell auf, der durch seine Ehefrau nach allen Kräften unterstützt wurde. Dieses Vorbild hat sich als Segen und Verheissung auf Eli gelegt, was auch prophetisch bestätigt wurde. Deshalb ist dieses Buch auch ein Zeugnis von Gottes Segen und Seinem mächtigen Wirken im Leben von Jonathans Eltern, welches in gleicher Weise von Opferbereitschaft und wunderbaren Erfahrungen mit Gott gekennzeichnet ist.

Ich entdeckte noch viele weitere Perlen und hilfreiche Lektionen, als

ich das Buch las. Die Leser und Leserinnen müssen diese aber selber entdecken und für ihr Leben nutzbar machen. Es lohnt sich, die Zeit zu nehmen und Jonathan auf seinen unglaublich verwinkelten und doch von Gott geführten Wegen zu begleiten. Jonathan ist tatsächlich ein Mann, der alle Normen sprengt. Es braucht noch mehr solch geisterfüllte Männer und Frauen Gottes, die sich nach einer tiefgreifenden Erweckung ausstrecken und dabei bereit sind, immer wieder neu die persönlichen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, respektive diese von unserem uns unendlich liebenden Jesus Christus aus dem Weg räumen zu lassen.

Letztlich ist das vorliegende Buch nicht ein Buch über Jonathan, sondern über den Gott Jonathans.

Hanspeter Nüesch, 24. Juni 2021

Einleitung

Stolz auf meine Demut

Nach einem anstrengenden Auslandeinsatz wollte ich gerade ein wohlverdientes warmes Bad nehmen, als ich plötzlich eine Eingebung hatte. Ich wollte ein Buch mit dem Titel «Ich bin so was von Stolz über meine Demut» schreiben. Ein Gedanke jagte den nächsten, mein Gehirn wurde zu einem Wespennest.

Mit einem Satz war ich aus dem Pool und flog regelrecht meinem PC zu. Bei den ersten Sätzen musste ich aufpassen, dass meine Tastatur nicht mit den Wassertropfen aus meinen noch nassen Haaren getränkt wurde - und schon war ich mittendrin. Krass! Ich wurde mit Erinnerungen an Situationen überflutet, in denen ich mich besonders gut fühlte und irgendeinen Grund hatte, stolz darüber zu sein.

Dann blieben diese ersten Gedanken in einem File liegen, ähnlich wie der Fötus während einer Schwangerschaft.

Mehr als hundert Tage verbrachte ich im Jahr 2019 im Ausland.

Danach kam die lange Corona-Pause, in der ich in wenigen Wochen schlussendlich dieses «Baby» zur Welt bringen konnte.

Ich bete, dass mein Lebensbericht dich tupft und etwas mit deinem Leben macht. Schliesslich möchte ich, dass meine Enthüllungen etwas bewirken, denn ich habe versucht, ohne Kosmetik zu schreiben.

Inzwischen bin ich wieder in über zwanzig Länder in Europa und Afrika gereist und hätte so viel zu erzählen, dass dir schwindelig werden könnte. In dieser dritten Ausgabe habe ich nun zwei oder drei neue Erfahrungen eingebaut.

Jonathan Spörri, am 25. September 2023 in Riedtwil

Der MissionNarr

Manchmal, wenn mich jemand fragt, was ich von Beruf bin, sage ich gerne: «Ich bin ein Missionnarr, mit zwei *S* zwei *N* und zwei *R*.»

Je länger ich mich mit meiner Vergangenheit auseinandersetze, desto mehr merke ich, dass es die passendste Bezeichnung meiner Tätigkeit ist.

Ja, ein MissionNarr zu sein ist gar nicht so verkehrt, weil ***sich niemand etwas vormachen soll. Wenn jemand meint, in der heutigen Welt als weise zu gelten, dann soll er sich doch für einen Narren halten lassen, damit er wirklich weise wird.***

1. Korinther 3:18

Wir wissen, dass

Gott das ausgewählt hat, was nach dem Massstab der Welt einfältig und schwach ist, um die Weisen und Mächtigen zu beschämen.

1. Korinther 1:27

Auch David sagte in 2. Samuel 6,22

vor YHWH will ich tanzen! Und ich will mich noch geringer als diesmal machen und auch vor mir selbst niedrig erscheinen.

Jonathan Spörri, am 1. Juni 2021 in Riedtwil

Die erste Verwurzelung



Tiko

«White man, white man, white man!», tönnte es aus allen Ecken, als Kinder und sogar Erwachsene herbeirannten und im Chor schrien. Papa, ein fast 1,80 Meter grosser, schlanker Mann mit Glatze und weissen Haaren, fuhr ganz vorsichtig, als wir zum ersten Mal mit unserem tropentauglichen beigefarbigem VW-Bus die engen Gassen dieses grossen Küstendorfes Tiko, im englischen Teil Kameruns, unserer neuen Heimat, durchquerten.

Als vierköpfige Schweizerfamilie hatten wir fast einen Monat lang auf dem Transatlantik-Liner Général Leclerc verbracht, mit über fünfhundert Passagieren an Bord, in der dritten Klasse, in einer Kabine gerade neben dem ohrenbetäubend lärmigen und stinkigen Maschinenraum. Auf dem Schiff hatten wir uns schon daran gewöhnt, immer mehr farbige Menschen, um uns zu sehen.



Meine Eltern, Heini und seine halbwelsche* Frau Lydie Spörri, hatten zwar vor meiner Geburt in Saint-Etienne (Frankreich) in Wales Theologie in englischer Sprache studiert, doch hier in Tiko verstanden sie nur einzelne Worte, weil die Leute Pidgin-Englisch sprachen. Dieses

Kreol schnappte ich extrem schnell auf, und so konnte ich schon nach wenigen Tagen meinen Eltern auf Französisch übersetzen, was die Leute von ihnen wollten.

Das erklärt vielleicht am besten, warum ich heute noch die Tendenz habe, ständig Menschen helfen zu wollen, damit sie einander verstehen.

Unser Missionshaus war von einem Schweizer mit viel Goodwill und Körpereinsatz - aber leider ohne Tropenerfahrung - extra für uns gebaut worden. Beim ersten Monsunregen, noch vor der Regenzeit, wurde unser Wohnzimmer überflutet, sodass wir kurzum ein Vordach anbringen mussten. Hier suchten wir Kinder gerne Schutz vor der heissen Tropensonne. Aber bei 98 % Luftfeuchtigkeit dringt die Hitze überall ein, auch unter einem Blechdach.



Von hier aus bewunderten wir den über 4000 Meter hohen majestätischen Mount Cameroon, der ungefähr dreissig Kilometer nordwestlich von uns lag. Über die vom Vulkan ausgespuckten winzigen, aber oft auch metergrossen Lavasteine und Ablagerungen konnte man überall stolpern. Links vom Haus gab es einen kleinen Abhang, mit einem kleinen Bambuswald am Rand ei-

nes kleinen Baches. Meine Eltern warnten uns immer wieder davor, dort zu spielen. Im Bambus nisteten Tausende von Webervögeln, die mit einem ohrenbetäubenden Zwitschern ihre kunstvollen Nester mit einem länglichen Eingang bauten, damit die Schlangen nicht an ihre Eier oder Küken gelangen konnten.

Immer wieder versuchten die grünen Mambas und unzählige andere

Kriechtiere die armen Vögel zu fressen. Von jener Seite des Gartens war ein ständiges Geseuse und Gepiepse zu hören.

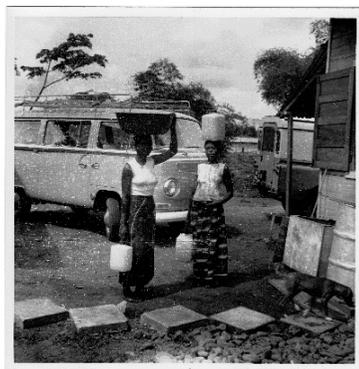
Auf der anderen Seite unseres Schweizerchalets erschrak man beim Anblick eines gigantischen Boma Baumes*. So nannten die Einheimischen diesen Urwaldriesen, der ungefähr fünfzig Meter von unserem Haus entfernt in den Himmel



schoß. Man hat mir später berichtet, dass der Baum einen Teil des Daches beschädigt hatte, als er zwanzig Jahre nach unserer Abreise gefällt wurde. Aber in den Sechziger- und Siebzigerjahren konnte dieser Baum ohne Angst vor sich hin gedeihen. Schliesslich war er ein Zauberbaum mit vielen bösen und gefährlichen Geistern, unter welchem ständig Tieropfer dargebracht wurden.

Da stank es teuflisch in der ganzen Umgebung. Auch die Tatsache, dass unser Terrain früher als Schlachthof gedient hatte und an einen Friedhof grenzte, diente uns auf natürliche Weise als Schutz vor Einbrechern.

Sobald die Sonne untergegangen war – das tat sie innert ein paar Minuten kurz nach sechs Uhr abends –, bekamen wir nur selten und in äussersten Notfällen Besuch von Einheimischen, weil sie Angst hatten, unterwegs irgendeinem bösen Geist oder einem Zauberdoktor zu begegnen. Weil wir im ersten Jahr weder fliessendes Wasser noch Strom



hatten, brachten uns täglich wohlgesinnte Frauen aus der Nachbarschaft das kostbare Nass in riesigen Wasserbecken, welche sie auf ihren Köpfen trugen. Einen kleinen Teil davon filterten wir mit einem schweizerischen Katadyn-Filter, um Trinkwasser zu erhalten und damit zu kochen.

Wir tranken sehr viel Malventee, den unsere Mama mit den Blüten der Hibiskus-Hecke, die das Haus umzäunte, zubereitete. Sonst gab es wohlriechenden Zitronengras-Tee. Unmittelbar vor dem Haus wuchs das Zitronengras wie Unkraut in riesigen Büscheln in der fantastisch fruchtbaren, vulkanischen Erde.



Ach ja, im Garten durften wir nur solange barfuss herumspielen, bis unsere Mama uns erwischte und uns mit ihren verzweifelten Schreien wegen der Schlangengefahr sofort wieder in unsere heissen Stiefel beförderte. Einmal konnten wir von der Veranda aus zwei Giftschlangen bewundern, die im zähen Rasen einen majestätischen Paarungstanz vorführten. Dies führte uns

vor Augen, dass die Schlangengefahr tatsächlich real war.

Wegen der unberechenbaren Schlangen musste der Rasen wöchentlich ganz kurz geschnitten werden.

Gott sei gelobt, wurde in unserem Umfeld nie jemand gebissen. Eine Python verschlang zwar fünf Küken und sechs Tage später mein Lieblingshuhn. Ausserdem starb eine kleine Ziege, die Papa von einem Häuptling aus dem Grasland bekommen hatte, nachdem sie von einer drei Meter langen Schlange gebissen wurde. Es war wahrscheinlich eine schwarze Mamba gewesen. Diesem Biest machte unser Boy Thomas den Garaus und bewahrte es in einer grossen Dose in altem

Motorenöl auf, damit er es Papa zeigen konnte. Doch am nächsten Tag war der Kadaver der Schlange nicht mehr zu finden. Irgendein wildes Tier hatte es in der Nacht aus der Dose gestohlen.

Ja, da war noch die Geschichte mit Jolie, unserer tapferen Hündin. Es geschah kurz nach der Geburt meines kleinen Bruders Emmanuel. Unsere Schwester Christine war vier.

Jolie wurde eines Tages sehr krank, nachdem sie unser Leben vor dem Biss einer riesigen schwarzen Spinne rettete. Papa befand sich auf einem mehrwöchigen Einsatz, als ich mitten in der Nacht von den Schreien unseres jüngsten Bruders und unserer Mutter geweckt wurde. Ich rannte in ihr Zimmer. Mama schlug mit einem Besen auf eine Spinne ein, die so gross war wie Papas Hand. Die Arachnide flog mehrmals durch die Luft, als hätte sie Riesensprünge gemacht. Danach verkroch sie sich unter Emmanuels Bettchen. In diesem Augenblick griff Jolie ein, packte die Spinne und wurde dabei in die Schnauze gebissen. Gott sei Dank, überlebten wir alle diesen traumatischen Moment. Sogar unsere Hündin Jolie wurde nach ein paar schmerzvollen Tagen wieder gesund. Ab sofort wurde sie zu unserer Familienheldin gekürt.



Kurz bevor Emmanuel geboren wurde, suchten wir verzweifelt nach meiner vierjährigen Schwester. Als wir sie weder im Haus noch im Garten fanden, nahm Thomas sein Fahrrad und radelte damit ins Städtchen und schrie: «Christine, Christine!» Sofort meldeten sich die Nachbarn.

Das kleine «White Pickin» sei hier vorbei in diese Richtung spaziert. Meine Schwester hatte bereits damals einen ausserordentlichen Orientierungssinn und war direkt zum Haus des Pastors marschiert, um

ihre kleine Freundin Abigail zu besuchen. Sie war mit den Frauen und Kindern in der Küche und ass Fufu und Njamanjama. Mit anderen Worten, Thomas erwischte Chrigi mit der Hand im Topf, als sie dabei war einen Maniokbrei mit einer extrem scharfen Grünblättersauce mit getrockneten Krevetten zu verzehren. Damals assen die Kameruner der Küstenregion dermassen scharf, dass man den Eindruck hatte, glühende Glut auf die Zunge zu kriegen. Aber Chrigi schien es nichts auszumachen, im Gegenteil, sie genoss es förmlich. Da war ich hingegen viel empfindlicher. Nach diesem Ereignis schickten meine Eltern mein Schwesterchen in den Kindergarten, nur ein paar hundert Meter von unserem Haus entfernt.

Einige Wochen später, als Mami mit unserem frischgeborenen Bruder Emmanuel aus der Klinik wieder nach Hause kam, bereiteten wir mit Papa zusammen eine kleine Willkommensfeier vor.

Am nächsten Tag brachte Chrigi ihre Kindergartenkameraden mit nach Hause und zeigte allen stolz ihren kleinen Bruder. Die Nachricht verbreitete sich rasant. Alle wollten das weisse Baby sehen. So liessen wir offiziell verlauten, dass am nächsten Tag alle zur Babyschau eingeladen waren.



Sobald die Schule am nächsten Nachmittag aus war, kam eine so grosse Horde durch den Garten, dass wir kurzum alles umorganisieren mussten. Thomas radelte rasch in die Stadt und kaufte ein paar Packungen Kekse.

Die Kinder mussten sich in Reih und Glied aufstellen. Weil sämtliche Schüler von zwei Schulen und viele Nachbarinnen, darunter einige mit ihren

Babys auf dem Rücken, das Baby Emmanuel bewundern wollten, entstand eine kilometerlange Warteschlange.

Mami stellte das Babybettchen auf die Veranda. Und in den folgenden zwei, drei Stunden durfte eine Person nach der anderen in die Wiege hineinschauen, und man hörte ununterbrochen «wueh eeh!» Alle staunten, dass ein europäisches Baby eigentlich fast wie ein Afrikanerbaby aussieht, denn auch ihre Babys werden ziemlich hell geboren, die Haut wird dann aber bald dunkel. In der Douala Sprache heisst ein Neugeborenes «Mukala». Das genau gleiche Wort wird aber auch für uns Weisse gebraucht. Sie sagen, wir sähen aus wie Säuglinge. Wir sind eben «Bleichgesichter».



Aber in einem waren sich alle einig; die weissen Babys haben eine klitzekleine und lange Nase, und darüber lachten sie auch herzlich. Nun, nachdem sie Emmanuel gesehen hatten, kamen sie an Chrigi und mir vorbei. Wir legten dann je drei Kekse, etwa so gross wie eine Zweifranken-Münze, in ihre Hand und dankten für ihren Besuch.

Es war ein Freundesfest, von dem man in unserem Küstenstädtchen noch Wochen danach sprach. Alle waren der Meinung, dass unser Baby «Emmanuel Tiko-Boy» heissen sollte. Und so wurde er von da an genannt, manchmal sogar nur «Tiko-Boy».

Unsere kleine Stadt beherbergte hunderte von Flüchtlingen, welche vor dem Biafrakrieg (1967-1970) im benachbarten Nigeria geflüchtet waren. Viele von ihnen suchten Trost in der Apostolic Church oder TACC*, der Denomination, in welcher meine Eltern als Missionare dienten. So wurde die Kirche von den Einheimischen die «Cry-Cry Church», die Kirche der Jammernden genannt, denn die



Kriegsflüchtlinge schrien lauthals ihr Elend auf Calabar zu Gott. Diese Sprache verstand man in Kamerun nicht. Unser Städtchen lag am Ende einer Wasserstrasse, über welche man mit dem Boot auf kilometerlangen Umwegen bis

zum Meer gelangen konnte. Mitten in diesem Labyrinth, umgeben von Mangrovenbäumen, hausten damals nicht nur allerlei Viecher wie Kaimane, Krokodile, Affen oder riesige Pythons, sondern auch unvorstellbar viele Flüchtlinge. Sie lebten in Pfahlbauten ohne jeglichen Komfort, nur ein paar Zentimeter über dem Meeresspiegel am Rande des offenen Meeres. Täglich brachte man in grossen Booten «sauberes» Wasser in alten Ölfässern vom Festland dorthin.

Bei Stürmen und hohem Wellengang kam es leider nicht selten vor, dass ganze Familien als Frass für die wilden Tieren endeten.

Unser Papa hatte eine einfache Piroge gekauft und sie in ein Boot mit Motor umgebaut. Damit reiste er tagelang von einem Krevetten-, Fischer- oder Flüchtlingsdorf zum anderen, um die frohmachende Botschaft zu verkünden und hie und da, wo es möglich war, praktisch zu helfen. Eines Nachts, als mein Vater in einer Pfahlbauerhütte übernachtete, wurde er von einer Ratte geweckt, die sich in seinem Campingbett verstecken wollte. Er schubste den Nager mit dem Fuss von seiner Pritsche weg.

Am nächsten Morgen hing ein mehrere Meter langer Schlangenhautfetzen an seiner Sandale fest. Wahrscheinlich hatte die Schlange die Ratte gefressen und sich danach einen Verdauungsschlaf unter Papas Bett gegönnt.

Manchmal blieb Papa auch mehrere Wochen von zu Hause weg, wenn

er die Bamilékés im Grasland besuchte. Mit dem VW-Bus fuhr er dann ins Landesinnere, auf Strassen, die teilweise eher einem Flussbett gleichen.

Eines Tages erkrankte Mama an Gelbsucht. Sie steckte Papa und auch mich damit an. Bald lag unser Vater im Sterben. Doch als einige Verantwortliche der Kirche kamen und ihm die Hände auflegten, hörten das Fieber und die Schmerzen auf. Er war augenblicklich geheilt. Auch ich erholte mich schnell von der Hepatitis. Dafür wurde ich dann zu jener Zeit ein- bis zweimal pro Monat von Malariaanfällen heimgesucht. Das dauerte noch Jahre an, sogar nach unserer Rückkehr in die Schweiz im Jahr 1976. Die Nebenwirkungen der Malariamittel, die wir täglich zur Prophylaxe einnahmen, waren nicht banal: Übelkeit, Erbrechen und Durchfall, Überempfindlichkeitsreaktionen, Blutbildveränderungen, Thrombozytopenie, Hämolytisch urämisches Syndrom, Leberfunktionsstörungen, Sehstörungen, Tinnitus, Hörstörungen, Schwindel, Herzrhythmusstörungen, fühlbare Herzschläge.

Ausserdem tat mir mein Papa sein Leben lang leid. Solange ich ihn kannte, litt er ständig unter extremen Schmerzen wegen eines Bandscheibenvorfalles.

Aus der Zeit in Tiko erinnere ich mich besonders an einen Abend. Mein Vater kämpfte mit anderen Pastoren zusammen um die Befreiung eines dämonisch besessenen Menschen. Die Schreie erschallten durch die Dunkelheit, als sie mit ihm in der ungefähr fünfzig Meter entfernten Kirche stundenlang laut beteten. Mitten in der Nacht wurde plötzlich alles still. Dann sahen wir, wie sich eine kleine Prozession mit einer Petroleumlaterne unserem Haus näherte. Alle waren begeistert und priesen Gott. Sie setzten sich ins Wohnzimmer, und Mama begann dem befreiten Mann die tiefen Wunden zu desinfizieren. Als er noch besessen war, war er nämlich dermassen gewalttätig gegen die Leute um sich herum und gegen sich selbst gewesen, dass

seine Familie ihn mit Seilen fesseln musste. In seiner unheimlichen Wut hatte er damit seine Handgelenke dermassen aufgerieben, dass man in den Wunden sogar die Knochen sah. Es tat höllisch weh, der riesige Mann winselte bei der sorgfältigen Behandlung meiner Mutter. Ich schaute mit grossem Erbarmen zu. Er tat mir so leid.

An diesen besonderen Augenblick erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen: Als sich nämlich unsere Blicke kreuzten, schien es mir, als würde ich ein Stück der Herrlichkeit Gottes sehen. Ein übernatürlicher, tiefer Friede ging von ihm aus. Ich sah in die Augen eines Lammes, welches die Liebe Jesu widerstrahlte. Obwohl ich erst sieben Jahre alt war, war mir völlig bewusst, was hier vor sich ging.

Kurze Zeit später durfte Papa auf einem Einsatz etwas Krasses und Wunderbares miterleben. Eine junge Mutter war beim Gebären gestorben. Ihr toter Leib wurde aufgebahrt, und weil im heissen und feuchten Klima des Regenurwalds die Verwesung rasant einsetzt, wollte man sie noch am gleichen Tag beerdigen.

Wegen der verzweifelten Schreie des neugeborenen Babys, brachten die Angehörigen es jedoch nicht übers Herz, die Frau einfach so zu bestatten. Darum brachten sie die Leiche ein paar Stunden nach ihrem Ableben in die Kirche und baten den Pastor, für sie zu beten. Er trommelte alle Gläubigen zusammen, und sie beteten lange und inbrünstig. Danach befahlen sie der toten Mutter, im Namen Jesus zu erwachen. Und das Wunder geschah. Die junge Frau stand lebendig und gesund wieder auf. Sie konnte danach ihrem Neugeborenen die Brust geben. Und es brach ein riesiger Jubel unter allen Anwesenden und in der ganzen Region aus.

Ihr Glaube an den Gott der Bibel, der von sich sagt, *Ich bin Jahwe, dein Arzt*, wurde gestärkt. Ich war richtig stolz darauf, einen solchen Papa zu haben, der so Grossartiges mit Gott erlebte.

Und ich, ich war
ein echter, gros-
ser Missionars-
sohn.

Bonabéri

...



...

Quellen Angaben

Für viele Bibelstellen verwende ich die Version «Neue Evangelistische Übersetzung» von Karl-Heinz Vanheiden.

Da ich aber meine Bibel in verschiedenen Sprachen zu lesen pflege und Deutsch keine Originalsprache der Bibel ist, erlaube ich mir hier und da einzelne Worte anzupassen, indem ich sehr darauf bedacht bin, so nahe wie möglich bei der Ursprache des Textes zu bleiben.

Viele Fotos stammen aus unserer Familiensammlung, oder wurden mit der Erlaubnis deren Autoren hier abgebildet. Campus für Christus hat mir erlaubt die Bilder vom ChristusTag hier einzusetzen.

Der römische Brunnen hat mir Renton erlaubt hier abzubilden.

Die Landkarten und Illustrationen wurden extra von Michael Spörri für dieses Buch gestaltet.

Mehrere Grafiken habe ich selbst entworfen.

Für den Umschlag habe ich ein Foto von der Landkarte in meinem Büro, das Bild von Rentons Brunnen und ein Foto einer Wand in unserem Haus in Riedtwil miteinander verschmolzen.

Inhaltsverzeichnis

Dank	8
Vorwort von Hanspeter Nüesch	9
Einleitung	13
Stolz auf meine Demut	13
Der MissionNarr	14
Die erste Verwurzelung	15
Tiko	15
Bonabéri	25
Gott hat keine Enkelkinder	29
Man nannte mich Petit-Jésus	30
Zeichen und Wunder	32
Weisser Kameruner	34
Der Retter in der Not	36
Dem Tod entronnen	39
Widrige Zeiten	41
Ausländer im Land meiner Eltern	43
Mein Becher läuft über	45
Herr, hau mir auf die Finger	47
Jonny mit seiner hölzernen Frau	48
Im Rachen des Drachens	51
Jonny der Evangelist	51
Schwarzkünstler	52
Geschlagen wegen Jesus	53
Geistliche Kampfhandlungen	54
Todkrank	56
Jesus schafft meine Abschlussprüfung	58
Geduldsprobe an der Kälte	61
Der Ruf nach Afrika	65
Mi chica	65
Lebensverändernder Besuch	69
Back home	72
Bamenda	74
Der Druckauftrag	77

Die Gründung	81
Besuch aus der Schweiz	83
Kurzschlussentschluss	85
Zu zweit	86
Zu dritt	97
Kleine Kulturkunde	101
Druckerei, Bibelschule, Gitarrenschule	103
Massive Widrigkeiten	105
Gift tötet	110
Zurück in der Schweiz	115
Erste Wochen	115
Wiedereinstieg in die schweizerische Arbeitswelt	115
Argentinisiert	116
Swiss Boys	118
ADHS-Begabung	120
Erste Latinogemeinde in der Region Thun	121
Bambusdrucker wird Zentrenleiter	123
Flüchtlinge	123
Fremde Götter in christlichem Umfeld	125
Flüchtlinge auf der Alp	128
Crash	130
Der Scheffe	133
Geistgeleiteter Kompass	135
Wo geht's lang?	137
Der Jugendarbeiter	141
Ein Camp das rockt	144
Andi Noah verläuft sich	145
Internationale Studentenarbeit	146
In die Mission ins Chabisland	148
Nur 50 %?	150
Der Missionsleiter	155
Schmuggler Gottes	157
Zu Tode betrübt	159
Ein Zimmer voller Weihnachtspäckli	163

Mein Umgang mit Widrigkeit	166
Wie s'Bisiwätter*	167
Das wichtigste Kapitel	171
Der römische Brunnen	171
Der lebensspendende Brunnen	173
Der Wendepunkt	175
Schwierigkeit trotz der Wende	178
Von Prioritäten	181
Neue Wege	183
Der ChristusTag Auftrag	186
Mit der Haarbürste ins Auge	188
Der ChristusTag 04	189
MEOS	194
Erkenntnisse und Hilfe	196
Der Illegale und ISTL	198
Dritte Generation in der Mission	203
EQUIP und ChristusTag in Afrika	207
Servant Leadership	207
Frankofonie	209
Hollywoodmässig	210
Echos in Brazzaville	213
Boko Haram Alarm	215
Jour du Christ	221
Tote auf den Strassen und Christen auf den Knien	225
Schwerverbrecher auf der Strasse	227
So wie es Jesus meinte	231
Von Beruf «Freund»	231
Ein jeder nach seinen Gaben	234
Gebremst und heruntergefahren	238
Verhext	239
Endlich richtig auf dem Terrain	244
Lauter Segen	247
Per Mail und WhatsApp	251
ISTL Süd-Kivu	255

Ein Drogendealer wird Pastor	263
Lenins Herkunft	265
Einhundertachtzig Grad Umkehr	267
Jüngerschaft geht ans Portemonnaie	269
Neue Gemeinde in Sondrio, Italien	271
iDN-Vision	275
Vision	275
Im Corona-Zeitalter	276
Afrika unter der Lupe	277
Alle grossen Männer der Bibel waren polygam	277
Abhängig und nicht selbstständig	277
Religiöse Mission der Blauhelme	278
Meine Nation ist meine Kirche	278
Mein persönlicher Beitrag	279
Lehret sie: Lehrmaterial	281
Die Dreierschaft	281
CH4CH	283
15 ETAPPEN	285
Für einfache Leute	285
Geplagte Region	286
So simpel, aber supereffizient	287
Zeugnis: Ich war eine Muslima	290
Vision mit Bohnen	291
Mit Bibeln Gottes Werk aufbauen	292
Trinkbares Wasser	296
Lehrt sie halten	297
Zur Standhaftigkeit verhelfen	297
iDN verschiedene Projekte	299
Ausland	299
Yaoundé, Kamerun	299
Uvira, DR Kongo	300
Lubumbashi, DR Kongo	300
Kakuma, Kenia	300
NJIA	300

Sondrio, Italien	300
Schweiz	300
Klug sein	301
Anhang	303
Glossar	303
B&A Beratung und Auskunft	307
Hallelu i priise Gott	308
Song von Jonathan	308
Übersetzung (nicht singbar)	309
Quellen Angaben	310
Inhaltsverzeichnis	7